



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Becker, Wilhelm Martin : Von der künstlerischen Aufgabe der
Wissenschaft.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Don der künstlerischen Aufgabe der Wissenschaft

Don Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker



Die allgemeine Ansicht der heutigen Zeit weiß von einem grundsätzlichen Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst*). Nach ihr befaßt sich die Wissenschaft mit der fortgesetzten Anhäufung erkannter Tatsachen; die Kunst dagegen bietet in ihren Werken den Ausdruck des innersten Lebens ihrer Zeit. Die Wissenschaft könnte man hiernach als die additive Geistesstätigkeit begreifen, insofern sie zu dem früher Gewußten Neuerkanntes hinzufügt, die Kunst als eine prokreative, da sie ohne Rücksicht auf früher Geschaffenes ein Neues hervorbringt. Die Wissenschaft wäre zeitlich unabhängig, weil sie objektive Wahrheiten sammelt, die Kunst nur aus ihrer Zeit begreiflich und in der Hervorbringung ihrer Werke subjektiv bestimmt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Entgegensetzung den Anschein für sich hat. Insbesondere pflegt man die Fortschritte der Naturwissenschaften und der darauf beruhenden Technik als augenfällige Argumente für das additive Wesen der Wissenschaft anzuführen. Entdeckung reiht sich an Entdeckung, Erfindung an Erfindung, der Stoff wächst zusehends, und mit Bienenfleiß arbeiten Tausende von Gelehrten an der weiteren Vermehrung des Gewußten. Auch auf die Fortschritte der geschichtlichen Erforschung vergangener Zeiten könnte man hinweisen, wo neue Inschriftenfunde, neue Grabungen, neue Urkundeneditionen die Menge der Kenntnisse fortgesetzt bereichern.

Aber hier muß man schon eine Einschränkung machen. Wenn die eingangs erwähnte Zielsetzung für die Wissenschaft unserer Tage gilt, so ist dies doch

*) Als Beleg diene folgende Äußerung des Straßburger Kunsthistorikers Dehio in einem kürzlich gehaltenen Vortrage: „Die Geschichte der menschlichen Phantasiearbeit, der Kunst, verläuft in wesentlich anderen Formen als die Geschichte der auf Verstand und Wissen beruhenden Geistesstätigkeit. Diese ist fortlaufende Addition; das Zeitmaß des Fortschrittes wechselt wohl zwischen schnell und langsam, aber immer ist es Fortschritt. Die Fortschritte der Wissenschaft und Technik lassen sich sozusagen kapitalisieren, die Fortschritte der Kunst nicht. Oder doch nur insoweit, als sie zugleich Wissen und Technik sind. Die Kunst muß immer wieder von vorn anfangen, denn ihre Aufgabe ist, das wechselnde innere Leben der Zeit als Bild auszukristallisieren...“ (Steinhausens Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XII S. 1).

früher nicht immer so gewesen. Frühere Zeiten pflegten eben nicht die Wissenschaft um ihrer selbst willen, auch nicht um durch Addition einen wissenschaftlichen Fortschritt zu erzielen, sondern um außerwissenschaftlicher Nützlichkeit willen. Wie lange hat nicht die Chemie dem Durst nach Gold, die Astronomie dem Streben nach Enthüllung der Zukunft, die Geschichtsforschung der Verherrlichung der Kirche und des Staatswesens, der Rechtfertigung ererbter oder erstrebter Zustände gedient.

Die enge Verbindung, in der die reinen und die angewandten Naturwissenschaften stehen, zeigt, daß auch heute noch Zwecke bei der Forschung mitsprechen, die im Grunde unwissenschaftlich sind, weil sie nicht einfach unsere Kenntnisse vermehren, sondern auf ihre Ausbeutung hinauslaufen. Verschieden war demnach je nach Ziel und Zweck zu verschiedenen Zeiten die Methode der Forschung, die Auswahl der von ihr berührten Objekte, verschieden also die Auffassung von Wichtigem und Unwichtigem. Aus dem Hereintragen dieses letzteren Prinzips, des Wertprinzips, ersieht man leicht, daß es sich bei der Wissenschaft nicht um eine Addition ermittelter Tatsachen handelte und zum Teil noch handelt, sondern daß eine qualitative Verschiedenheit dabei mitspricht, die man vielleicht populär als vom „Geist der Zeit“ diktiert bezeichnen kann.

Dieses mitwirkende Agens bildet eine der Brücken, die entgegen der anfangs angeführten Behauptung Kunst und Wissenschaft in Verbindung halten. Ein innerhalb des Zeitgeistes, der nur die Grundfärbung angibt, auch noch stark subjektiv bestimmtes Prinzip — mithin dem Wesen nach dem künstlerischen verwandt — wirkt hier in der wissenschaftlichen Arbeit mit.

Wie stark das eigentlich künstlerische Empfinden bei der Auswahl des Arbeitsgebietes in dem einzelnen Forscher tätig ist, das wird wohl in vielen Fällen ihm selbst nicht bewußt. Mancher feinempfindende Student wird durch eine ästhetische Anziehung auf sein spezielles Studiengebiet gelockt; ihn fesselt z. B. die Schönheit des organischen Lebens — aus dem man ja geradezu „Kunstformen in der Natur“ gesammelt hat — oder der ästhetisch befriedigende Eindruck einer vollendet zweckmäßigen Maschine, oder auch das farbenreiche Bild einer vergangenen Epoche, der Wohlklang einer fremden Sprache oder die ungeheueren Tragik des menschlichen Geschehens und Sinnens.

Es wäre wohl der Mühe wert, bei der Erforschung der Lebensgeschichte von Geistesarbeitern stets die Frage aufzuwerfen, inwieweit die Wahl ihrer Stoffe und Arbeitsgebiete ästhetisch bestimmt war; ein wichtiger Aufschluß für die Erkenntnis ihres Wesens wäre hiermit immer gegeben.

Wahrscheinlich würde sich bei diesen Untersuchungen auch herausstellen, daß solche wissenschaftliche Menschen, die der ästhetischen Anziehung gefolgt sind, ihr künstlerisches Empfinden auch in der Form ihrer Produktionen an den Tag legen. Denn hier, in der feinabgewogenen Art des Ausdrucks, in der Harmonie des Stils liegt natürlich eine der künstlerischen Aufgaben, die dem Vertreter

der Wissenschaft gestellt sind. Glänzende Beispiele ihrer Lösung sind zur Genüge bekannt.

Aber weit über diese im Gesamtverlauf der Geistesgeschichte vielleicht minder wesentlichen, weil von mehr persönlichen Bedingungen abhängigen Erscheinungen führt eine andere Erwägung. Wozu häufen wir denn eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse an? Sind sie nur ein Spiel des Intellekts? Ist ihre Kapitalisierung Selbstzweck? Heute sieht es oft so aus. Und doch sagt schon Demokrit: „Nicht nach Fülle des Wissens soll man streben, sondern nach Fülle des Verstandes.“ Aus den Kenntnissen wächst die Erkenntnis, das wollen wir doch nicht vergessen. Auch da, wo wir der Grenzen des gegenwärtigen Erkenntnisstandes innwerden, oder wo wir die Grenzen der überhaupt möglichen Erkenntnis erfühlen, verzichten wir, von einem inneren Bedürfnis getrieben, nicht auf ein vollständiges Bild des Weltganzen und des Weltgeschehens, sondern wir bereiten uns, und zwar jeder ganz persönlich, eine Weltanschauung. Hierbei bilden die Ergebnisse der Wissenschaft einen wesentlichen Teil des objektiven Materials — neben den durch Geburt, Umwelt und Erleben dargebotenen Beständen. Das Formprinzip bei dem Bau der Gesamtanschauung dagegen ist ein subjektives und gehört als solches — bei aller zeitgeschichtlichen Bestimmtheit — nur dem Individuum an.

Diese auf Grund des jeweiligen Standes der Wissenschaft subjektiv gestalteten Gesamtanschauungen sind doch jedenfalls in nicht geringerem Maße als die Kunstwerke dazu bestimmt, „das wechselnde innere Leben der Zeit auszukristallisieren,“ nur daß sie das nicht in der symbolisch abgekürzten und objektiv greifbaren Form des Bildes tun, sondern in der Sphäre des Inneren, sei es im vollen Lichte des Bewußtseins, sei es auch im halbbewußten gefühlsmäßigen Leben. Hier liegt also die künstlerische Tätigkeit des Menschen in der Ausgestaltung seines Innern als eines in sich die Widersprüche und Unvollkommenheiten der Erfahrung auflösenden lebendigen Ganzen. Greifbarere Form aber erlangt diese innere Gestaltung bei den Menschen, denen es gelingt, die erreichte Harmonie nicht nur in die Hülle des eigenen Bewußtseins zu heben, sondern sie auch ändern zum Ausdruck zu bringen, indem sie ihr Dasein zu einem Kunstwerk gestalten, ihre Harmonie den anderen vorleben, oder indem sie die Resultate ihres Wesens in Gestalt eines logisch geschlossenen philosophischen Systems darlegen.

Gerade die großen Weltanschauungssysteme sind ja in erster Linie als Kunstwerke zu werten, obgleich ihre Träger die wissenschaftliche Erkenntnis ihrer Zeit in sich aufgenommen und verarbeitet haben und hiermit als die Blüte des wissenschaftlichen Menschen anzusehen sind. So mündet die Wissenschaft in die Kunst aus. Die Geschichte dieser Erscheinungen aber ist die eigentliche Kulturgeschichte der Menschheit.

Hier nun liegt, wie ich meine, letzter Zweck und Wert unserer wissenschaftlichen Forschung, insofern er nicht im Bereiche der unmittelbaren Verwertbarkeit

gesucht werden kann. Die Wissenschaft soll nicht toter Reichtum in der Truhe sein, nicht nutzlos wie eine verschlossene Bibliothek, sondern sie ist dazu bestimmt, in den Seelen der Menschen das bauen zu helfen, wonach menschliche Geistesarbeit immer strebt, eine geschlossene Gesamtanschauung vom Sein, verkörpert im Innern des Subjekts, das sich hierdurch zum Kunstwerk gestaltet.

Man könnte sich denken, daß alle aufgehäufte Wissenschaft verschwände, daß mit unserem Zivilisationskreis auch unsere Kulturrerrungenschaften dahinsinken — dennoch hätte die Wissenschaft ihren Zweck erfüllt, indem sie mitgewirkt hätte, die höchste Blüte geistig-seelischen Lebens im Menschen auf den verschiedenen Stufen seines Werdens immer wieder zu ermöglichen. Für den Anhänger des Gedankens vom additiven Fortschritt der Wissenschaft wäre aber mit dem Eintritt jener Katastrophe alle bereits geleistete wissenschaftliche Arbeit umsonst gewesen.

Wohl bei den wenigsten Menschen gelangt diese Selbstgestaltung zu einem Abschluß, der in unverrückbarem Kreis Stellung nimmt zu allem Sein und Geschehen; ein solcher Abschluß kann zu einer Verknöcherung führen, zu einem „ich verstehe die Welt nicht mehr“ gegenüber den neu andrängenden Erscheinungen. Zunächst aber bleibt diese Arbeit im Flusse, und die Erlebnisse innerer und äußerer Art helfen noch täglich daran gestalten, nur daß die Grundlinien festliegen; wichtig ist, daß die Aufnahmefähigkeit, die Inbrunst des Suchens nicht erlischt. Hier haben wir auch ein Ziel der Erziehung; sie soll hinführen zu dem Wissen, daß diese innere Vollendung Lebensaufgabe des geistigen Menschen ist; sie soll Wahrheitsucher bilden, d. h. Sucher der für das Individuum bestimmenden Harmonie. Dies ist Persönlichkeitserziehung, denn diese Aufgabe ist auch eine sittliche. Sie umfaßt Streben nach Geistesbildung und sittliches Streben, beides nicht von außen hervorgebracht, sondern innerlich erwachsen.

Oft wird hierbei das Vorbild solcher Menschen, die der abgeklärten Gestaltung näher gekommen sind, maßgebend für andere, noch unfertige. Jeder in sich geschlossene, harmonische Mensch kann und soll für andere ein Führer sein, eine Schule bilden. Ob aber die Suchenden in einer Weltanschauung, in einem philosophischen System, in einem vollendeten Menschen das Kunstwerk erkennen, das hängt von tiefsten Anlagen ihrer eigenen Individualität ab. Man könnte wohl von einer angeborenen oder innerlich erwachsenen Affinität, einer Wahlverwandtschaft reden. Auf solchen unsichtbaren Beziehungen beruhen die engsten Zusammenschlüsse, hier liegen die wahrhaft organischen, weil vom Leben geschaffenen und Leben zeugenden Verbindungen; hier könnte die natürliche Gliederung der Nation um ihre natürlichen Führer im Geiste entstehen, wenn sie nicht fortwährend durch äußerliche Rücksichten und vorgefundene Konventionen gehemmt würde. Das öffentliche Leben, das in kleinlichem Parteienzank und Parteienschacher zu versinken droht, wieder auf die Höhe eines Kampfes der Weltanschauungen zu heben, wird diese Selbstgestaltung der zu Führern berufenen Persönlichkeiten erst ermöglichen.

Hier liegen die Elemente zu einer Neubelebung unserer verflachenden Geselligkeit, die Möglichkeit zur Herausstellung einer innerlichen Kultur der Persönlichkeit an Stelle des Dandytums, das sich heut oft mit diesem Worte brüstet. Hier aber auch eine Mahnung an die Nichtsalzwissenschaftler; was Schiller zu den Künstlern sagt:

„Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euern Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereiset,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein —“

es spricht auch heute noch zu den Künstlern des Menschentums.



Herbert George Wells

Don Beda Prilipp



Herbert George Wells leidet gleich anderen englischen Prosadichtern, die ihren Landsleuten und der europäischen Welt Gedankenwerte zu bieten haben, unter den schwierigen Verhältnissen, die bei uns gerade für die führenden Geister der englischen Literatur bestehen. Oberflächliche Sprachkenntnis läßt selbst manchen ernstgerichteten Leser nach der drüben in Massen produzierten leichten Unterhaltungsliteratur greifen; ihre anmutig geschliffenen Dialoge genügen völlig dem aus irgendeinem Grunde gefühlten Bedürfnis der Sprachauffrischung und beschweren das Denkvermögen nicht weiter. Ihnen gegenüber treten die Autoren, die in ihrem Werk die Höhepunkte des englischen Geisteslebens widerspiegeln, zurück. Sie erheben größere Ansprüche. Sie verlangen geistige Mitarbeit von ihren Lesern und künstlerisches Verständnis von ihren Übersetzern. Und in dem löblichen Bemühen, das wirklich Wertvolle in deutscher Übertragung weiten Kreisen zugänglich zu machen, ist durch unberufene Hände viel gesündigt worden. Beispielsweise haben die deutschen Ausgaben der Meredith-Romane von Felix Paul Greve in ihrem geistlosen Sichanflammern an den Buchstaben alles getan, um das Leben des Originals zu ersticken und das Verständnis des unbequemen Stils zu erschweren.

Herrn Felix Paul Greve sind ja leider auch die Romane der früheren Periode H. G. Wells' verfallen. Daher möge sich der Leser, dem jene Über-